



SUSAN
MALLERY

*Die Brombeer-
schwestern*

ROMAN

HarperCollins

Susan Mallery

Die Brombeerschwestern

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Christiane Meyer

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
The Stepsisters bei MIRA Books, Toronto.

© 2021 by Susan Mallery, Inc.
Deutsche Erstausgabe
© 2022 für die deutschsprachige Ausgabe
by HarperCollins in der
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg
Published by arrangement with
HARLEQUIN ENTERPRISES II B.V. / SARL
Covergestaltung von bürosüd, München
Coverabbildung von www.buerosued.de
unter Verwendung von shutterstock: Sichon, Denys R,
Triff, savageultralight, DigiTrees
E-Book-Produktion von GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN E-Book 9783365000076
www.harpercollins.de

Für Kelly, MSN, CRNA. Du weißt, wer du bist!

Tausend Dank für deine Unterstützung bei meiner Recherchearbeit. Du hast mir geholfen, Daisys Beruf, der sie auch als Mensch ausmacht, verständlich zu erläutern. Du warst so unglaublich geduldig mit mir. Etwaige Fehler bei technischen Begriffen der Anästhesie liegen allein in meiner Verantwortung.

Und an all die Stiefschwestern da draußen: Es ist oft keine einfache Beziehung, aber ich hoffe, dass sie mit genügend Geduld und Verständnis füreinander für beide Seiten eine großartige Stütze sein kann.

Und *last, but not least*: Falls irgendjemand tatsächlich eine *Hermès* Birkin Bag aus Krokodilleder besitzt, möge er/sie bitte ein Bild auf meiner Facebook-Seite posten. Ich würde so gern einmal ein echtes Exemplar in freier Wildbahn sehen! www.facebook.com/SusanMallery

1. KAPITEL

»Mom, ich glaube, ich muss mich übergeben.«

Daisy Bosarge spürte die Angst, die jedes Elternteil überfiel, wenn das Kind diese sieben Worte aussprach. Noch besorgniserregender war die Tatsache, dass ihr Sohn bereits mit einem Magen-Darm-Infekt zu Hause im Bett lag.

Sie hätte es eigentlich besser wissen müssen und ihre Tochter heute Morgen gar nicht erst zur Schule gehen lassen dürfen. Doch Krissa hatte gefleht und gebettelt, und da Daisy sowieso schon spät dran gewesen war, war es leichter gewesen, einfach Ja zu sagen. Eine Entscheidung, die ihr nun zum Verhängnis werden würde. Das wurde Daisy klar, als sie, so schnell es der dichte Verkehr zuließ, nach Hause fuhr.

»Nur noch zehn Minuten«, sagte sie und warf ihrer Achtjährigen im Rückspiegel einen Blick zu. »Wir sind in zehn Minuten da.«

»Mir ist schlecht.«

»Ich weiß, Süße. Ich bringe dich sofort nach Hause.«

Sich jetzt auf ihre Tochter zu konzentrieren und ihr gut zuzureden war immer noch besser, als krampfhaft das Unheil verkündende Warnsignal am Armaturenbrett ihres Wagens zu ignorieren, das blinkte, seit Daisy ihre Tochter in der Schule abgeholt hatte. Noch ein Problem, um das sie sich gerade nicht kümmern konnte, weil sie schlicht keine Zeit hatte.

Prioritäten. Zuerst musste sie Krissa nach Hause schaffen und ins Bett stecken, dann nach Ben sehen und danach

einen Termin in der Mercedes-Werkstatt machen. Anschließend würde sie ...

»Mommy, ich muss *jetzt* spucken!«

Daisy unterdrückte ein Stöhnen. Schnell blickte sie in den Rück- und die Seitenspiegel, ehe sie das Auto vorsichtig an den rechten Fahrbahnrand lenkte und dort hielt.

»Noch eine Sekunde«, murmelte sie, obwohl sie wusste, dass sich das Unvermeidliche durch keine Worte der Welt mehr aufhalten lassen würde.

Im nächsten Moment nahm ihr ohnehin schon *fabelhafter* Tag eine weitere unerfreuliche Wendung, als ihre Tochter sich erbrach. Auf sich selbst, die Rückbank und die Fußmatte. Der Geruch und das Schluchzen, als Krissa in Tränen ausbrach, trafen sie gleichzeitig.

Sie schaltete den Warnblinker ein und rannte vorn um den Wagen herum zur Beifahrerseite, wo sie ihrer Tochter aus dem Auto und auf den Gehweg half. Die anderen Fahrzeuge auf der Straße rasten so dicht an ihnen vorbei, dass Daisy den Luftzug spüren konnte. Sie hielt ihre Tochter sicher im Arm, während sie mit ihr zum Kofferraum ging, wo sie eine Notfalltasche mit einer Rolle Küchenpapier, Feuchttüchern und einem Wechselshirt für beide Kinder deponiert hatte.

Sie wischte das Gesicht ihrer Tochter sauber und griff nach dem Saum des T-Shirts.

»Ich ziehe dir das eben aus«, sagte sie. »Hier ist ein frisches T-Shirt für dich.«

Aber Krissa riss ihr das Shirt aus der Hand und zog es wieder herunter.

»Nein!«, kreischte sie und blickte sich hektisch um. »Hier draußen können die Leute mich doch sehen.«

Wer denn? Krissa war acht Jahre alt, das Auto befand sich zwischen ihnen und dem fließenden Verkehr, und Daisy stand so vor ihrem Kind, dass wirklich niemand etwas erkennen konnte.

»Willst du dich auf dem Beifahrersitz umziehen?«, fragte sie und bemühte sich, vernünftig zu klingen und sich nicht anmerken zu lassen, dass sie kurz davorstand, die Nerven zu verlieren.

»Nein.« Tränen rannen der Kleinen über die erhitzten Wangen. »Mommy, nein!«

Die Kopfschmerzen, die sich gegen Mittag schon angekündigt hatten, wurden schlimmer. Daisy verspürte einen stetig stärker werdenden Druck hinter den Augen. Sie ignorierte den Schmerz und legte ihrer Tochter die Hand auf die Stirn. Das Kind glühte. Bevor sie darüber nachdenken konnte, was sie nun tun sollte, übergab Krissa sich noch einmal. Diesmal landete alles auf Daisys Arbeitskleidung und ihren Schuhen.

Krissa weinte noch heftiger, und in diesem Moment wollte Daisy am liebsten auch in Tränen ausbrechen. Sie hatte einen anstrengenden Arbeitstag gehabt, ihre Kinder waren krank, und sie würde den Gestank des Erbrochenen wohl nie mehr aus ihrem Wagen bekommen. Und weil das anscheinend noch nicht ausreichte, war vor zwei Tagen ihr Ehemann ausgezogen. Um ihnen beiden »Abstand und Zeit zum Nachdenken« zu geben, wie er es genannt hatte.

In der SMS, die er ihr geschickt hatte.

Idiot, dachte sie, und in die vertraute Wut mischte sich ein Anflug von Panik. Obwohl »Arsch« der viel passendere Ausdruck gewesen wäre als »Idiot«. Wie hatte er ihr das nur antun ...

Eines nach dem anderen, ermahnte sie sich. Zuerst musste sie Krissa nach Hause bringen, sich dann um das Auto kümmern und danach ...

Aus den Augenwinkeln bemerkte sie einen dunkelblauen BMW, der langsamer wurde, als er vorbeifuhr. Sie hätte diesem Gaffer liebend gern irgendein unflätiges Schimpfwort an den Kopf geworfen, aber ihr war klar, dass

sie damit kein gutes Vorbild abgeben würde, also zwang sie sich zu einem Lächeln.

»Süße, ich mache kurz die Rückbank sauber, damit du wieder einsteigen kannst. Dann kannst du dich hinten umziehen, und niemand wird dich sehen. Ist das okay?«

Zögerlich nickte Krissa.

Daisy stellte die Kleine neben das Auto, wo sie sie im Blick hatte, und beseitigte das Chaos, so gut sie konnte. Bei den gut und gern siebenundzwanzig Grad, die im Frühling in Los Angeles öfter mal herrschten, fing der Innenraum des Wagens bereits an, sich aufzuheizen. Der Gestank löste bei Daisy Brechreiz aus. Mit Blut kam sie ohne Weiteres zurecht. Bei einer Operation hatte sie überhaupt keine Probleme, doch das hier? Ein Albtraum.

Sie beendete ihre notdürftigen Putzmaßnahmen und redete Krissa gut zu, sich ins Auto zu setzen, als sie wieder den BMW bemerkte, der an ihnen vorbeirollte. Da die Sonne jedoch direkt auf die Seitenscheibe des Wagens fiel, konnte sie nicht erkennen, wer am Steuer saß.

Am besten, sie beachtete den Fahrer nicht weiter. Sie zog ihrer Tochter das Poloshirt der Schuluniform aus und reichte ihr ein T-Shirt mit Elsa, der Eiskönigin. Leider hatte sie für sich selbst keine Wechselkleidung dabei. Daher wischte sie ihre Hose und ihre Schuhe fürs Erste mit Feuchttüchern sauber und wollte Krissa gerade anschnallen, als der BMW hinter ihrem Wagen an der Bordsteinkante hielt.

Daisy versuchte, sich zusammenzureißen und nicht in Panik zu geraten. Hätte sie doch bloß mal einen Kurs in Karate oder einer ähnlich todbringenden Sportart belegt. Oder hätte sie sich wenigstens Pfefferspray besorgt. Ob das in Los Angeles legal war? Bevor sie näher darüber nachdenken konnte, wurde die Fahrertür des BMW geöffnet und eine hochgewachsene, bildschöne blonde Frau stieg aus.

Im Geist ging Daisy alle Schimpfwörter durch, die ihr einfielen, wobei sie sogar noch auf einige interessante Neuschöpfungen kam. Und dann fragte sie sich, wieso der liebe Gott sie zu hassen schien – denn anders ließ sich nicht erklären, warum in diesem Moment ausgerechnet Sage Vitale auf sie zukam. Dabei sah sie so fabelhaft aus, wie nur Sage in Skinny Jeans und einem Top aus weich fließendem Stoff das konnte – sexy und zugleich ätherisch. Ankle Boots mit einem Zehn-Zentimeter-Absatz rundeten den Look ab. Daisy dagegen war seit vier Uhr morgens auf den Beinen, hatte seit mehr als vierundzwanzig Stunden nicht geduscht und ... ach ja ... die Kotze.

Das Letzte, was sie von Sage gehört hatte, war, dass sie in Italien lebte und mit einem Grafen verheiratet war. Denn so sah Sages Leben aus: Rennfahrer und Grafen, diese wundervolle Figur und die unglaubliche Schönheit, mit der sie gesegnet war. Daisy hingegen war klug und hatte eine sprühende Persönlichkeit. Es war einfach nicht fair.

Neugierig blickte Sage zwischen ihr und ihrer Tochter hin und her. »Daisy? Dachte ich's mir doch, dass du es bist, als ich an euch vorbeigefahren bin. Geht's dir gut?«

Nein. Nein, es ging ihr alles andere als gut. Jeder Idiot konnte das sehen. Ihr Kind hatte ganz offensichtlich einen Magen-Darm-Infekt und sie selbst war von oben bis unten vollgekotzt. Also nein. Es ging ihr *nicht* gut.

»Uns geht es gut«, sagte Daisy und bemühte sich, nicht die Zähne aufeinanderzubeißen. Ihr Zahnarzt hatte sie gewarnt, dass sie, wenn sie nicht endlich lernen würde, sich zu entspannen, nachts eine Aufbissschiene würde tragen müssen, damit sie nicht mehr mit den Zähnen knirschte. Schon jetzt hatte sie das Gefühl, dass ihre Abendroutine einiges an Sex-Appeal vermissen ließ, und sie war sich ziemlich sicher, dass sie keine Aufbissschiene benötigte, um dieses Problem noch zu verschärfen.

»Ihr wirkt aber nicht so, als würde es euch gut gehen«, entgegnete Sage und zog die Nase kraus – anscheinend war ihr der Geruch inzwischen auch aufgefallen.

»Wer bist du?«, wollte Krissa wissen.

»Ich ... äh ... ich bin ...«

»Das ist Sage. Sie ist meine Stiefschwester.« Zumindest war sie früher einmal ihre Stiefschwester gewesen.

Krissa fuhr sich mit dem Handrücken über die Nase, die mit einem Mal lief. »Dann bist du meine Tante?«

»Nein«, erwiderte Daisy sehr entschieden. »Bitte, schnall dich jetzt an, damit wir nach Hause fahren können.«

Ausnahmsweise einmal jammerte Krissa nicht und gab auch keine Widerworte. Stattdessen schnallte sie sich an. Dabei drehte sie den Kopf und ließ Sage nicht aus den Augen. Kurz spielte Daisy mit dem Gedanken, ihre Tochter zu warnen: Denn Sage war wie die Sonne – wenn man sie zu lange ansah, hinterließ das irreparable Schäden.

Später würde sie *vielleicht* darüber nachdenken, welche Laune des Schicksals es war, dass ihre ehemalige Stiefschwester ausgerechnet in dem Moment, der den absoluten Tiefpunkt in ihrem derzeitigen Leben darstellte, an ihr vorbeifahren musste. Wie viele Einwohner hatte L. A.? Acht Millionen? Wie standen da die Chancen für so einen miesen Zufall? Obwohl sie die Vermutung hatte, dass sie gar nicht weit voneinander entfernt lebten. Irgendwie. Aber trotzdem!

Sie zwang sich zu einem ziemlich angestregten Lächeln. »Danke, dass du angehalten hast. Das war sehr nett von dir.«

»Ich konnte nicht glauben, dass du es bist, die da am Straßenrand steht«, gab Sage zu. »Ich wusste zwar, dass du Kinder hast, doch dich mit deiner Tochter zu sehen ... Das ist irgendwie komisch.«

»Man kann ja auch nicht gerade behaupten, dass wir den Kontakt zueinander gesucht und gepflegt hätten«, erwiderte Daisy und ging langsam zur Fahrertür ihres Wagens.

»Stimmt. Genau genommen haben wir uns seit deiner Hochzeit nicht mehr gesehen.«

Daisy starrte ihre Stiefschwester an. *Echt jetzt?* Musste Sage ausgerechnet *dieses* Thema ansprechen? »Ja, seit meiner Hochzeit vor zwölf Jahren, auf der du laut verkünden musstest, dass du immer noch in den Mann verliebt bist, den ich an dem Tag geheiratet habe. Das war einer der schönsten Augenblicke meines Lebens.«

Sage errötete. »So war es ja nun auch nicht ...«

Oh doch, genau so war es gewesen. Aber Daisy hatte kein gesteigertes Interesse daran, zu bleiben und mit Sage zu plaudern. »Danke noch mal.«

Sie winkte kurz und stieg in ihr Auto.

»Sie ist so hübsch«, sagte Krissa voller Bewunderung. »Mir gefallen ihre Kleider.«

»Das sind doch nur eine Jeanshose und ein Shirt«, zischte Daisy, ehe sie sich diese Bemerkung verkneifen konnte. »Tut mir leid, Krissa. Ich bin müde und bringe dich jetzt nach Hause.«

Im Rückspiegel sah sie, wie Sage in ihren Wagen stieg. Ihre Blicke trafen sich kurz im Spiegel, ehe Daisy sich daranmachte, den Motor zu starten. Sie drückte den Startknopf ... aber nichts passierte. Sämtliche Leuchten am Armaturenbrett blinkten – auch das rote Lämpchen, das anzeigte, dass es ein Problem mit dem Motor gab. Doch ebendieser Motor gab keinen Laut von sich.

Mit beiden Händen umklammerte Daisy das Lenkrad und bemühte sich, nicht laut loszuschreien. Sie wollte ihrer Tochter und auch sich selbst keine Angst einjagen, indem sie dem irren Gefühl, das sich in ihr ausbreitete, nachgab. Aber warum musste das alles gerade jetzt passieren?

Jemand klopfte ans Seitenfenster, und sie öffnete es.

»Alles in Ordnung?«, erkundigte sich Sage.

»Nicht so ganz. Der Wagen springt nicht an.«

»Soll ich euch nach Hause bringen?«

Daisy dachte darüber nach, zu entgegnen, dass sie lieber einen *Uber* oder *Lyft* oder so was rufen würde. Doch vermutlich spielte das Schicksal ihr gerade übel mit, und deshalb konnte sie sich auch einfach gleich geschlagen geben. Je eher sie dieser Hölle entfloh, in der sie gerade gefangen zu sein schien, desto schneller wäre es vorbei. Später, wenn die Kinder im Bett wären und sie geduscht hätte, würde sie noch einmal über ihr Leben nachdenken und dann vielleicht herausfinden, an welcher Stelle und zu welchem Zeitpunkt sie es so vermässelt hatte, dass sie es verdiente, derart hart bestraft zu werden. Aber für den Moment sah es so aus: Sie hatte ein krankes Kind und ein kaputtes Auto, und da war jemand, der ihr eine Mitfahrgelegenheit anbot.

»Danke«, presste sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor und blickte in die wunderschönen grünen Augen der Frau, die sie von allen Menschen auf dieser Welt am meisten hasste. »Das wäre toll.«

»Wie lange kennst du meine Mom schon?«, fragte Krissa, die plötzlich schon wieder viel fitter klang als noch vor fünf Minuten. Noch ein Beweis für Sages unfassbare Macht, dachte Daisy verbittert, als sie ihren Gurt anlegte.

»Seit wir Kinder waren«, antwortete Sage. »Ich glaube, wir waren acht oder neun Jahre alt.«

»Ich bin auch acht!« Krissas Tonfall ließ vermuten, dass da offensichtlich Magie im Spiel sein musste. »Aber ich verstehe das noch immer nicht. Ihr wart Stiefschwestern. Also war Grandpa ...«

»... mit Sages Mutter verheiratet«, erklärte Daisy. »Ungefähr sechs Jahre lang. Erinnerst du dich noch an Tante Cassidy?«

»Ich glaube nicht.« Die Kleine klang unsicher. »Ist sie genauso hübsch wie Sage?«

»Ja.« *Unglücklicherweise.* »Cassidy ist unsere Halbschwester. Mein Vater – dein Großvater – ist ihr Vater, und Sages Mutter ist Cassidys Mom. Ich bin mir sicher, dass du Cassidy mindestens schon einmal getroffen hast.«

Sie warf einen Blick über die Schulter und sah, wie Krissa die Nase kraus zog und die Stirn runzelte, als versuchte sie, das alles zu begreifen.

»Sie ist deine Tante«, sagte Sage.

»Warum kenne ich sie dann nicht?«

Eine sehr gute Frage, dachte Daisy. Das lag zum einen daran, dass Cassidy nach der Scheidung vor all den Jahren sehr eindeutig klargemacht hatte, dass sie Sage Daisy vorzog und dass sie dann, sobald sie achtzehn Jahre alt geworden war, losgezogen war, um die Welt kennenzulernen. Der Kontakt zu Wallace, ihrem gemeinsamen Vater, war zwar nie abgebrochen, doch mit Daisy hatte sie sich nicht mehr in Verbindung gesetzt.

»Hast du nichts von ihr gehört?«, wollte Sage wissen und bog durch eins der Tore, die die Einfahrt nach Bel Air markierten. »Das überrascht mich.«

Echt? Aber Daisy stellte die Frage nicht laut. Wozu auch? Im Krieg der Schwestern hatte sie immer den Kürzeren gezogen. Als sie selbst noch ein Kind gewesen war, hatte sie nicht verstanden, warum sie und Sage keine Freundinnen hatten sein können. Anders als viele andere Kinder hatte sie sich aufrichtig gefreut, als ihr Vater ihr erzählt hatte, dass er Joanne heiraten und sie dadurch eine Stiefschwester bekommen würde. Sie hatte sich vorgestellt, immer jemanden zum Spielen zu haben, eine Freundin, der sie sich

anvertrauen könnte. Sie hatte sich gewünscht, dass sie eine Bindung zueinander aufbauen würden, hatte von einer besten Freundin geträumt und davon, dass sie einander so nahestehen würden, wie sie es schon so oft im Fernsehen gesehen oder in Büchern gelesen hatte.

Doch Sage hatte jeden Versuch der Kontaktaufnahme abgeblockt. Und selbst wenn sie einmal einen Nachmittag lang nett gewesen war, hatte sie Daisy am folgenden Tag sofort wieder die kalte Schulter gezeigt und war distanziert gewesen. In der Schule hatte es ihr großen Spaß bereitet, sich über Daisy lustig zu machen. Sage mochte an ihrer exklusiven Privatschule zwar die »Neue« gewesen sein, aber es war Daisy gewesen, die sich ausgeschlossen gefühlt hatte.

Sage warf einen Blick in den Rückspiegel. »Deine Tante Cassidy ist Reisejournalistin. Sie ist auf der ganzen Welt unterwegs und schreibt über interessante Orte und Menschen. Im Augenblick ist sie in Patagonien und besucht dort eine Gruppe von Frauen, die mit Textilien handeln.«

Aus großen Augen sah Krissa sie an. »Klingt, als wäre sie echt cool.«

»Fast schon eine Heilige«, murmelte Daisy leise, bevor sie auf eine Straße zu ihrer Rechten wies. »Da vorn ist es.«

Sage lächelte. »Ich weiß noch, wo das Haus ist.«

»Ich war mir nicht sicher.«

Es war lange her – mehr als zwanzig Jahre –, seit Wallace und Joanne geschieden worden waren, auch wenn sie sich das Sorgerecht für ihre Tochter geteilt hatten. Cassidy war während ihrer gesamten Highschoolzeit zwischen dem Haus ihrer Mutter und dem ihres Vaters hin- und hergependelt. Vermutlich hatte Sage sie dort mehr als einmal hingebbracht oder wieder abgeholt.

Instinktiv zeigte Daisy auf die lange Zufahrt zum Haus. Sage lachte und wiederholte: »Ich weiß, wohin ich muss.«

Daisy fühlte sich dumm – wie immer eigentlich, wenn sie in Sages Nähe war.

»Ich bin erstaunt, dass du in Los Angeles bist«, sagte Daisy – vor allem auch, um sich selbst abzulenken. »Lebst du nicht irgendwo in Italien?«

»In Rom«, erklärte Sage. »Da habe ich gelebt.«

»Du lebst in Rom?« Durch Krissas ungläubigen Tonfall klang es fast so, als hätte Sage ihnen gerade eröffnet, eine Zweitwohnung auf dem Jupiter zu besitzen. »Das ist in Europa.«

»Dort ist es wunderschön.« Sie blickte zu Daisy. »Ich bin vor ein paar Wochen zurückgekommen. Meine Mutter hatte Angst, an Krebs erkrankt zu sein.«

Und von einer Sekunde auf die andere war Daisys Wut verraucht, und sie fühlte sich klein und gemein.

»Das tut mir leid«, sagte sie. »Wenn du eine Empfehlung für einen fähigen Onkologen benötigst, kann ich dir ein paar Namen geben.«

In Sages makellosem Gesicht flackerte etwas auf – allerdings zu kurz, als dass man es hätte benennen können. »Danke. Zum Glück hat sich herausgestellt, dass die Angst unbegründet war. Es geht ihr wieder gut.« Sie erreichte das Ende der langen Zufahrt und starrte das riesige Haus an. »Es sieht noch immer so aus wie früher.«

Innen hat sich einiges verändert, dachte Daisy. Sie hatten die Küche und das Wohnzimmer renoviert. Das große Elternschlafzimmer und das Bad waren ebenfalls neu gestaltet worden. Das alles war nach Wallace' Auszug passiert, damit Daisy und Jordan sich in dem großen Haus wohlfühlten. Nicht, dass sie Lust verspürte, das mit Sage zu erörtern.

»Die Nachbarschaft hat sich kaum verändert«, meinte Daisy, als Sage anhielt. »Ein paar Häuser sind abgerissen worden, doch im Grunde genommen mögen wir es hier in

der Gegend, wenn alles so bleibt, wie es ist.« Sie öffnete ihren Gurt und holte tief Luft. »Danke, dass du angehalten und uns hier vorbeigebracht hast. Das wäre nicht nötig gewesen.«

Sage runzelte die Stirn. »Kein Problem. Ich hatte nicht vor, euch allein an der Straße stehen zu lassen.«

Eine Information, die Daisy überraschte. Noch vor einer halben Stunde hätte sie alles darauf verwettet, dass Sage an ihr vorbeigefahren wäre, ohne sich auch nur noch einmal umzusehen.

Sie half Krissa beim Aussteigen. »Danke noch mal.«

Sage winkte ihnen zu und setzte zurück, während Daisy ihrer Tochter die Treppe zur Haustür hinaufhalf.

Nachdem die Kleine sich nun nicht mehr in Sages exklusivem Dunstkreis befand, schien der Infekt, den sie sich eingefangen hatte, wieder mit voller Wucht durchzuschlagen. Krissa sackte in sich zusammen und klammerte sich an Daisys Taille fest.

»Mir geht's immer noch nicht gut.«

»Ich weiß, Süße. Ich bringe dich jetzt ins Bett.«

Sie wollte gerade ihren Schlüssel hervorkramen, als die Haustür aufging. Esmerelda, die Haushälterin/Nanny/der Klebstoff, der alles bei ihnen zusammenhielt, winkte sie hinein.

»Was ist passiert?« Sie streckte den Arm aus und legte die Hand auf Krissas Stirn. »Ich wusste, dass du dich bei deinem Bruder anstecken würdest. Du musstest dich übergeben, oder?«

Krissas Augen füllten sich mit Tränen. »Im Auto.«

»Das ist ja nicht so schön.« Esmerelda zog sie in die Arme. »Du arme Kleine. Aber jetzt bist du ja wieder zu Hause, und ich kümmere mich um dich.«

Krissa schmiegte sich an sie und beruhigte sich etwas.

Esmerelda blickte in Richtung der Haustür. »Wo ist Ihr Auto?«

»Steht irgendwo am Straßenrand. Nachdem ich rechts rangefahren war, weil Krissa spucken musste, ist es nicht mehr angesprungen. Ich muss im Autohaus anrufen.«

»Und wer hat Sie nach Hause gebracht?«

»Sage.«

Esmerelda hatte erst lange nach der Scheidung angefangen, für die Familie zu arbeiten, trotzdem verengte sie die braunen Augen zu schmalen Schlitzen und presste die Lippen aufeinander.

»Ihre Stiefschwester?«

Ihr Tonfall ließ keinen Zweifel daran, dass sie Sage ungefähr genauso gut leiden konnte wie ... Kakerlaken.

»Sie hat angehalten, um zu helfen. Unter den Umständen war ich ihr wirklich dankbar.« *Verwirrt, aber dankbar.*

»Mommy, ich ...«

Mehr konnte Krissa nicht sagen, denn sie musste sich erneut übergeben. Esmerelda war geistesgegenwärtig genug, um zur Seite zu springen, und den Marmorfußboden würde man leicht reinigen können. Und so war Daisy ganz zuversichtlich, dass der Tag vielleicht doch noch eine glückliche Wendung nehmen würde.

Sie streckte die Arme nach ihrer Tochter aus. »Ich mache sie kurz sauber und stecke sie ins Bett. Wenn Sie dann bitte ein Glas Ginger Ale nach oben bringen könnten?«

Esmerelda nickte und schrieb bereits einer der Hausangestellten eine Nachricht, damit sie das Malheur im Eingangsbereich beseitigen konnte. Daisy nahm sich vor, den Buchhalter zu bitten, den Angestellten in dieser Woche wegen der Extrawäsche und der Kinder, die sich ständig und überall übergeben mussten, einen kleinen Bonus zu überweisen.

Daisy hatte noch keine zwei Schritte gemacht, als Sheba und Lucky die Treppe heruntergejagt kamen. Schnurstracks stürmten sie auf Krissa zu und schnüffelten aufgeregt an ihr. Lucky sah die Kleine besorgt an, ehe er zu Daisy blickte, um von ihr die Bestätigung zu bekommen, dass tatsächlich etwas nicht stimmte.

»Es geht ihr bald wieder gut«, versicherte Daisy dem gelben Labrador. »Genau wie Ben. Sie hat sich bei ihm angesteckt.«

Als Daisy ihre Tochter gewaschen und ihr ein Nachthemd angezogen hatte, stand Esmerelda bereits in Krissas Zimmer, hatte die Bettdecke zurückgeschlagen und ihr einen Becher mit Ginger Ale auf das Nachttischchen gestellt. Während Daisy ihrer Tochter die Kopfkissen aufschüttelte, sprang Lucky am Fußende auf das Bett, als wollte er die Kleine vor etwaigen Gefahren beschützen.

»Meinst du, du kannst einen Schluck Ginger Ale trinken?«, fragte Daisy ihre Tochter.

Krissa nickte.

Nach ein paar kleinen Schlucken betrachtete Daisy das errötete Gesicht ihres Kindes. Der Infekt schien ungefähr achtundvierzig Stunden zu dauern. Die Kleine würde sich also hoffentlich schon am nächsten Tag deutlich besser fühlen.

Krissa reichte ihrer Mutter den Becher und kuschelte sich in die Kissen. »Ich bin so müde.«

»Ja, das glaube ich.«

Zärtlich strich Daisy der Kleinen die Haare aus der Stirn. Die dunkelbraune Haarfarbe hatte sie von beiden Elternteilen, aber die haselnussbraunen Augen hatte sie von ihrem Vater – genau wie die Form des Gesichts und des Mundes. Sie war so kräftig gebaut wie ihre Mutter, was sie später bestimmt einmal verfluchen würde.

Zumindest war Krissa in der Lage, zu sagen, was ihr fehlte. Daisy erinnerte sich noch gut an das erste Mal, als ihr Sohn krank geworden war. Ben hatte mit vier Monaten Fieber bekommen. Damals war sie total in Panik geraten. Sich einzureden, die Situation einfach durchzustehen und stark zu bleiben, hatte nichts gebracht.

Jordan dagegen hatte die Sache wie ein Profi in die Hand genommen. Er hatte mit einem Kinderarzt telefoniert und ihn um Rat gefragt, hatte Ben dann Paracetamol verabreicht und ihn behutsam mit einem Schwamm abgewaschen. Innerhalb weniger Stunden war das Fieber gesunken, und der Kleine war eingeschlafen.

»Aber ich bin doch Krankenschwester«, hatte sie gesagt und sich unfähig und nutzlos gefühlt. »Ich hätte damit zurechtkommen müssen.«

»Du bist vor allem eine junge Mutter. Es ist ganz normal, in einer solchen Situation in Panik zu geraten. Wenn es wieder passiert, wirst du die Lage im Griff haben.«

Damit hatte er recht gehabt. Als Ben das nächste Mal gefiebert hatte, hatte sie das nicht aus der Bahn geworfen. Das erste Mal war allerdings ein absoluter Albtraum gewesen. Ein Albtraum, den sie ohne ihren Mann an ihrer Seite nicht überstanden hätte. Früher hatten sie alles gemeinsam gemeistert ... Wann genau hatte es angefangen, so verdammt schiefzulaufen?

Sie wandte sich der Haushälterin zu.

»Wenn sie das Ginger Ale bei sich behält, können Sie ihr in zwanzig Minuten Paracetamol geben. Das hilft gegen das Fieber.« Sie lächelte Krissa an. »Esmerelda hat das Babyfon schon geholt und aufgestellt. Falls du irgendwas brauchst, ruf einfach, dann kommen wir schnell angerannt.«

Krissa lächelte matt. »Im Haus wird nicht gerannt. So sind die Regeln.«

»Du hast recht. Versuch jetzt zu schlafen, meine Kleine. Ich liebe dich.«

»Ich dich auch, Mommy.«

Daisy und Esmerelda traten in den Flur hinaus.

»Ich bleibe in der Nähe«, versprach Esmerelda. »Zwanzig Minuten und Paracetamol.«

»Danke. Ich sehe noch mal nach Ben.«

Das Zimmer ihres Sohnes war auf der anderen Seite des Korridors. Wie Krissas Zimmer war es ein großer Raum mit riesigen Fenstern und hohen Decken. Das angrenzende Bad war geräumiger als die meisten Hauptbadezimmer in anderen Häusern – das war nun einmal so, wenn man in einem Gebäude lebte, das fast eintausendfünfhundert Quadratmeter maß. Es gab zwar nicht übermäßig viele Zimmer, aber alle waren sehr geräumig.

Ben war noch immer im Bett, saß allerdings aufrecht und las etwas auf seinem Tablet. Sheba lag an ihrem Stammplatz mitten auf dem Bett. Simba, die Katze, hatte sich an ihren Lieblingshund gekuschelt.

Als er seine Mutter sah, lächelte Ben. »Hey, Mom.«

»Selber hey.«

Er war zehn Jahre alt, hatte sandbraunes Haar und die gleichen haselnussbraunen Augen wie seine Schwester. Er war ernster als seine Schwester und hatte schon immer älter und reifer gewirkt, als er es war.

»Deine Schwester ist krank. Du hast wirklich sehr robuste Bazillen, junger Mann.«

Er grinste und beugte den rechten Arm, um seine Muskeln zu präsentieren. »Ich bin superstark.«

»Stimmt.« Sie setzte sich auf die Bettkante und gab ihm einen Kuss auf den Scheitel. »Wie geht's dir?«

»Besser. Ich habe zum Mittagessen Suppe und Toast gegessen. Esmerelda meint, dass ich heute Abend zum Essen nach unten kommen kann.« Er sah seine Mutter an.

»Mom, ich möchte meine Hausaufgaben machen. Wenn ich das nicht tue, verliere ich den Anschluss.«

»Ich glaube ja, dass die Chancen, dass du den Anschluss verlierst, sehr gering sind.« Sie warf einen Blick auf die Uhr. »Also gut. Du kannst aufstehen und dich eine Stunde lang an deinen Schreibtisch setzen. Allerdings nur eine Stunde lang. Dann gehst du wieder ins Bett.«

Er grinste und stand auf. Sheba beobachtete genau, was vor sich ging. Als Ben jedoch nur zum Schreibtisch tapste, schloss sie wieder die Augen.

Daisy sah sich im Zimmer um. Als Ben bereit gewesen war, das Kinderzimmer hinter sich zu lassen und ein »Jugendzimmer« zu beziehen, hatte sie den Raum vollkommen umgestalten lassen. Die neutralen, eher maskulinen Farben würden ihn bis zum College begleiten. Das Bett und die Kommoden waren neu. Nur der Kapitänsschreibtisch war alt – geborgen von einem Segelschiff aus dem achtzehnten Jahrhundert. Der Tisch war elegant und hatte gerade genug Kratzer, um interessant zu wirken.

Plötzlich schoss Daisy durch den Kopf, dass es früher einmal Sages Zimmer gewesen war. Sie versuchte, sich ins Gedächtnis zu rufen, wie der Raum damals ausgesehen hatte. Die Möbel waren zierlicher, die Gardinen mit Rüschen besetzt gewesen. Sie erinnerte sich an ein großes Puppenhaus in der Zimmerecke. Ein Puppenhaus, das aus dem Spielzimmer in Sages Zimmer gestellt worden war – etwas, das Daisy ihr immer übel genommen hatte.

Doch ihr Vater hatte ihr erklärt, dass der Umzug für Sage nicht leicht gewesen wäre. Er hatte gesagt, dass sie alles, was sie kannte, hinter sich gelassen hätte, um bei ihnen zu leben. Und dann hatte er noch hinzugefügt, dass es an Daisy läge, ihr das Gefühl zu geben, in ihrem neuen Zuhause willkommen zu sein. Es hatte nicht lange gedauert,

bis Daisy begriffen hatte, dass die einzige Person, die nicht mehr in dieses Zuhause gehörte, sie selbst gewesen war.

Sogar nach der Scheidung war es nicht besser geworden. Wegen des geteilten Sorgerechts für Cassidy waren Sage und ihre Mutter in ein Haus ganz in der Nähe gezogen, und Sage war auch weiterhin auf dieselbe Privatschule gegangen. Daisy hatte Sages Herrschaft als »Queen der gemeinen Mädchen« nicht entkommen können. Klug zu sein spielte keine Rolle, wenn man zugleich auch etwas übergewichtig und nicht gerade hübsch war.

»Das ist schon lange her«, flüsterte Daisy, als sie das Schlafzimmer verließ. Mittlerweile waren sie und Sage praktisch Fremde. Sie musste nicht länger über die Vergangenheit nachgrübeln. Ihrer ehemaligen Stiefschwester in die Arme zu laufen war ein dummer Zufall, eine einmalige Sache gewesen. Wie hoch standen schon die Chancen, dass das in einer Stadt wie Los Angeles noch einmal passieren würde? Eine Million zu eins, versicherte sie sich selbst.

2. KAPITEL

Nachdem Daisy telefonisch vereinbart hatte, dass jemand ihren Wagen abholte und in die Werkstatt des Autohauses brachte, sah sie noch einmal nach Krissa, bevor sie ans entgegengesetzte Ende des Korridors im oberen Stockwerk lief. Der elterliche Wohnbereich war riesengroß und umfasste mehrere Räume – inklusive eines Arbeitszimmers, das sie als häusliches Büro nutzte, je eines Badezimmers für sie und für ihn und einiger Schränke.

Sie schnappte sich eine Jeans und ein T-Shirt, frische Unterwäsche und einen neuen BH, ehe sie in ihr Badezimmer ging. Dort steckte sie sich das Haar hoch und trat dann in die Dusche.

Zum ersten Mal an diesem Tag war sie allein und erlaubte es sich, an Jordan zu denken. Irgendwann würde sie ihm mitteilen müssen, dass Krissa krank war. Er war immerhin der Vater der beiden Kleinen.

Sie fühlte Bitterkeit in sich aufsteigen. Ja, er war ihr Vater. Und der Mann, der seine Frau und seine Kinder vor zwei Tagen ohne jede Vorwarnung verlassen hatte. Sie hatte gerade ihre Schicht im Krankenhaus beendet, war zu ihrem Spind gegangen und hatte dort seine Nachricht auf ihrem Handy entdeckt, in der er ihr mitgeteilt hatte, dass er für ein paar Tage aus dem gemeinsamen Haus ausziehen würde. Einfach so. Kein Gespräch, keine Erklärung. Er war einfach abgehauen.

Sie hatte sich überrumpelt gefühlt, war verletzt, empört, wütend, verängstigt gewesen. Glücklicherweise hatte die

Wut gesiegt, sodass sie nicht an der neuen Situation zerbrochen war. Denn während Jordan irgendwo in ein Hotel eingekcheckt hatte, hatte sie mit allem allein dagestanden. Auch mit der Tatsache, dass sie ihren Kindern hatte erklären müssen, dass ihr Vater jetzt erst einmal nicht mehr zurückkehren würde.

Sie hatte ihm gesagt, dass es unfair wäre, die beiden mit der Situation zu überfordern und ihnen Angst einzujagen. Er war ihrer Meinung gewesen, und sie hatten beschlossen, Ben und Krissa erst einmal zu sagen, dass er auf einer Konferenz wäre. Aber diese Ausrede werden sie uns nicht lange abkaufen, dachte sie, als sie aus der Dusche stieg und sich ein Handtuch schnappte. Irgendwann würden sie und Jordan mit den Kindern darüber reden müssen, was gerade mit ihrer Ehe passierte. Leichter gesagt als getan – angesichts der Tatsache, dass sie selbst keine Ahnung hatte, was los war.

Sicherlich stritten sie sich von Zeit zu Zeit, und in den vergangenen Wochen war Jordan ziemlich still gewesen. Auch waren sie in letzter Zeit so beschäftigt gewesen, dass sie sich kaum umeinander hatten kümmern können. Doch das war normal. In einer Ehe stieß man immer wieder auf Probleme, die es zu bewältigen galt. Und normalerweise fanden sie immer eine Lösung. Doch im Moment hatte sie eher das Gefühl, dass Jordan nicht daran interessiert war, ihr Problem aus der Welt zu schaffen. Stattdessen hatte er sich für diese dramatische Geste entschieden.

Während sie sich anzog, versuchte sie dahinterzukommen, was ihm durch den Kopf gehen mochte. Die Wut überschattete ihr Urteilsvermögen und weckte das dringende Bedürfnis in ihr, ihn zu packen und zu schütteln, damit er zur Vernunft kam. Angesichts der Tatsache, dass sie nicht besonders stark und er gute zwanzig Zentimeter

größer war als sie, waren die Chancen, dass das klappte, allerdings eher gering.

Sie zog sich flache Schuhe an und schnappte sich ihr Handy, um der Schule mitzuteilen, dass sie die Kinder noch ...

Ich ziehe heute noch in ein
Hotel für Langzeitgäste,
damit ich auch mal die
Kinder nehmen kann,
während wir versuchen,
herauszufinden, was mit
uns los ist.

Sie starrte auf die Nachricht. Zorn überflügelte ihre Entrüstung. »Nein, das hast du nicht getan.«

Sie drückte auf den Anruf-Button und wartete, obwohl sie wusste, dass er wahrscheinlich nicht rangehen würde. Das Telefon klingelte und klingelte. Sie war sich nicht sicher, ob er ihr einfach aus dem Weg gehen wollte oder ob er gerade in einer Behandlung war. Sie wollte schon wieder auflegen, als er sich doch noch meldete.

»Du hast meine Nachricht anscheinend erhalten«, sagte Jordan statt einer Begrüßung.

»Ja, hab ich. Echt jetzt? Willst du mir so sagen, was los ist? Mit einer SMS? Du kannst nicht mit mir reden oder anrufen? Lass mich deine Frage beantworten. Was mit uns los ist, willst du wissen? Du bist abgehauen – das ist mit uns los. Du bist ohne jede Vorwarnung verschwunden und hast mich mit allem alleingelassen. Ist dir mal in den Sinn gekommen, dass deine Unfähigkeit zu kommunizieren vielleicht ein Grund dafür sein könnte, dass wir überhaupt Probleme haben?«

»Warum bist du immer so?«

Diese ungerechte Bemerkung machte sie sprachlos. »Du bist in ein Hotel gezogen. Du hast nicht mit mir geredet, du hast mir eine *Nachricht* geschickt. Als ich versucht habe, dich anzurufen, bist du nicht rangegangen. Ich weiß noch immer nicht, *warum* du überhaupt gegangen bist. Eigentlich wolltest du nur ein paar Tage wegbleiben. Jetzt teilst du mir – übrigens wieder per SMS – mit, dass du bis auf Weiteres in ein Hotel für Langzeitgäste ziehst. Nicht, dass wir über *irgendetwas* geredet hätten. Du bist einfach weg. Und jetzt willst du wissen, warum ich so bin?«

»Ich kann nicht mit dir reden, wenn du so unvernünftig und unangemessen reagierst.«

Wut kochte in ihr hoch. Zugleich verspürte sie Angst. Weil es irgendwie immer so war – egal, wie es anfing, er fand einen Weg, sie zum Schweigen zu bringen, zu übertönen. Wenn sie ihn jetzt anschrie, was gerade ihr erster Impuls war, würde sie ihn nur in seiner Meinung bestätigen. Wie also sah die angemessene Reaktion aus?

»Krissa ist krank«, sagte sie stattdessen. »Sie übergibt sich immer wieder und hat Fieber. Ben geht es besser, aber offensichtlich hat er die Kleine angesteckt. Ist es unvernünftig und unangemessen zu fragen, ob du mal nach deinen Kindern sehen möchtest?«

»Dein Sarkasmus hilft uns nicht weiter.«

»Genauso wenig wie dein Versuch, mir die ganze Schuld für alles in die Schuhe zu schieben und einfach abzuhauen. Wenn du darüber reden möchtest, was wir unseren Kindern wegen deines Auszugs erzählen, schlage ich vor, dass wir dafür einen Termin vereinbaren.«

»Nach der Arbeit bin ich da.«

»Toll.« Sie machte den Mund auf, um noch etwas zu sagen, doch er hatte den Anruf bereits beendet.

Genau wie in den Straßen von Bel Air hatte sich an der Privatschule, die Sage Vitale von der dritten bis zur zwölften Klasse besucht hatte, überraschenderweise kaum etwas verändert. Die hölzerne Vertäfelung glänzte wie eh und je, und die Schüler trugen noch immer schwarze Hosen und weiße Polohemden als Uniform. Die Computer wirkten moderner, aber ansonsten hätte sie fast denken können, sie wäre in der Zeit zurückgereist. Selbst Mrs. Lytton hatte sich äußerlich kaum verändert. Ihr praktischer Kurzhaarschnitt zeigte erste graue Strähnen, und sie trug inzwischen eine Lesebrille, doch ansonsten sah die strenge Leiterin der Sprachenabteilung noch genauso aus wie vor zwanzig Jahren.

»Sie sind zu spät«, sagte Mrs. Lytton statt einer Begrüßung, als Sage in ihr Büro kam und sich setzte. »Fast eine halbe Stunde. Ich sollte Sie nicht daran erinnern müssen, dass wir von unseren Schülern Pünktlichkeit erwarten und dass das Schulpersonal mit gutem Beispiel vorangehen sollte. Vor allem die Lehrenden und Nachhilfelehrer.«

Als Teenager hätte Sage sich gelangweilt auf den Stuhl geätzt. Ihre Haltung und ihr Augenrollen hätten deutlich gezeigt, wie egal es ihr war, was Mrs. Lytton von ihr hielt. Aber da Sage inzwischen älter und (hoffentlich) auch klüger war, wusste sie, dass ein solches Verhalten sie nicht weiterbringen würde.

»Ja, ich bin zu spät«, sagte sie und lächelte Mrs. Lytton gewinnend an. Dieses Lächeln nutzte sie auch bei schwierigen Kundinnen. »Aber nur, weil ich unterwegs angehalten habe, um jemandem mit einer Autopanne zu helfen.«

Mrs. Lytton presste die ohnehin schon dünnen Lippen zusammen. »Wirklich, Sage? Ist das alles, was Ihnen einfällt? Früher haben Sie immer sehr kreative Ausreden

benutzt. Meine Lieblingsausrede war die, als Sie erklärt haben, dass Sie anhalten mussten, um ein paar Entenküken vor einem Rotluchs zu retten, der durch die Straßen von Bel Air gestreift ist.«

»Ich habe Daisy geholfen«, sagte Sage. Es war zwar etwas früh, diesen Trumpf auszuspielen, doch Mrs. Lytton ließ ihr keine andere Wahl. »Krissa hat sich im Auto übergeben, und Daisy musste rechts ranfahren. Ich habe sie gesehen und angehalten, um zu helfen. Dann sprang Daisys Wagen nicht mehr an, also habe ich die beiden schnell nach Hause gebracht. Darum bin ich zu spät.« Entschuldigend lächelte sie Mrs. Lytton an. »Sie können sich gern bei ihr erkundigen, ob die Geschichte stimmt, wenn Sie mögen. Offenbar war zuerst Ben krank und hat die arme Krissa dann angesteckt.«

Mrs. Lytton zog die Augenbrauen hoch. »Tja, wenn Sie Daisy helfen mussten, ist das natürlich in Ordnung. Ich wusste nicht, dass Sie zwei sich noch immer nahestehen.«

Das taten sie eigentlich nicht. Weder als ihre Eltern verheiratet waren noch nach der Scheidung und ganz sicher nicht jetzt. Wenn Sage ihre ehemalige Stiefschwester für den Rest ihres Lebens nicht mehr sehen würde, würde sie trotzdem als glücklicher Mensch sterben.

»Wir sind eine Familie«, sagte Sage einfach. Diese Lüge ging ihr leicht über die Lippen.

»Also gut, dann wollen wir mal loslegen.« Mrs. Lytton schlug einen Ordner auf ihrem Schreibtisch auf und sagte dann auf Italienisch: »Wenn ich es richtig verstanden habe, haben Sie fast drei Jahre lang in Italien gelebt. Können Sie sich in der Landessprache unterhalten?«

Sage antwortete auf Italienisch: »Ja, und ich habe auch Grundkenntnisse der Grammatik. Mein Französisch ist allerdings besser. Ich habe fast fünfzehn Jahre lang in Frankreich gelebt. Ich spreche beide Sprachen fließend.«

Mrs. Lytton machte auf Französisch weiter. »Ihr erster Ehemann war Franzose?«

»Ja.« Der dritte war Italiener gewesen. Über den zweiten Mann sprach sie nicht.

Die Leiterin der Sprachenabteilung ging mit ihr ein paar Grammatikübungen durch, ließ sie einige Gedichte auf Französisch vortragen und aus einem italienischen Modemagazin vorlesen. Als sie fertig waren, lehnte sich die alte Dame auf ihrem Stuhl zurück.

»Sie beherrschen beide Sprachen ganz ordentlich«, sagte sie etwas widerwillig. »Das Stundenhonorar für Nachhilfelehrer beträgt fünfundzwanzig Dollar, wobei die Stunde mindestens dreißig Minuten dauern muss. Wir fügen Ihren Namen in die Schul-App ein, sodass die Schüler Nachhilfe bei Ihnen buchen können, wenn Sie verfügbar sind.«

Ihr Blick fiel auf die *Prada*-Handtasche, die Sage neben sich auf den Stuhl gestellt hatte. »Sind Sie sicher, dass Sie das hier machen wollen, Sage? Gibt es nicht andere Dinge, die Sie lieber mit Ihrer Zeit anfangen möchten?«

»In Frankreich und Italien habe ich Englischunterricht gegeben und glaube, es könnte mal ganz unterhaltsam sein, den Spieß quasi umzudrehen.«

»Sie werden damit keine Reichtümer verdienen.«

Sage lächelte weiter. »Ja, das ist mir bewusst. Aber manchmal ist die Dankbarkeit derjenigen, denen man etwas geben kann, schon Lohn genug.«

Mrs. Lytton stieß einen Laut aus, der verdächtig nach einem Schnauben klang. »Also schön. Ich bringe Sie ins Schulbüro, wo wir Sie in die App einfügen können. Dann sollten Sie etwaige Buchungen direkt sehen können.«

Sage folgte der Dame den langen Korridor hinab. Ihr war klar, dass niemand ihren Wunsch, Kinder in Französisch und Italienisch zu unterrichten, nachvollziehen konnte. Und

manchmal war sie sich selbst auch nicht sicher, warum sie das tun wollte. Dennoch war sie hier.

Die Idee, die ihr auf dem langen Flug von Italien nach Los Angeles gekommen war, hatte sie selbst überrascht – nicht nur, weil sie ihr überhaupt gekommen war, sondern auch, weil sie bereit war, alles dafür zu tun, diesen Plan in die Tat umzusetzen. Sie wusste, der Grund dafür war, dass Nachhilfeunterricht der Tätigkeit als Lehrerin schon recht nahe kam. Außerdem wäre es vielleicht an der Zeit, auszuprobieren, ob sie dazu überhaupt in der Lage war. Wobei die Betonung auf »vielleicht« lag. Sich einen Ehemann zu suchen, solange sie noch einigermaßen gut aussah, war wahrscheinlich noch sinnvoller. Doch ab und zu musste ein Mädchen auch etwas Verrücktes tun, oder? Also würde sie ein paar Kids Nachhilfeunterricht geben und mit ihnen Verben konjugieren. Wenn es ihr zu langweilig wurde oder sie einen interessanten Mann kennenlernte, könnte sie den Nachhilfeunterricht auch wieder aufgeben. Kein Mensch – und erst recht nicht Mrs. Lytton – wäre überrascht, wenn sich herausstellte, dass sie kein Durchhaltevermögen hatte.

Um sieben Uhr fing Daisy an zu glauben, dass sie die Krisen, die gerade ihr Leben beherrschten, schon etwas besser im Griff hatte. Krissa hatte sich seit dem Nachmittag nicht mehr übergeben, und Ben befand sich eindeutig auf dem Wege der Besserung.

Sie lehnte sich an die Küchenanrichte und dachte darüber nach, ob sie zu Abend essen oder einfach ein Glas Wein trinken und dann ins Bett gehen sollte. Vernünftiger wäre es, etwas zu essen, und sie war meistens vernünftig. Aber sie würde sich in der nächsten Stunde noch mit Jordan treffen müssen, und im Augenblick fühlte sie sich dafür schlecht gewappnet.